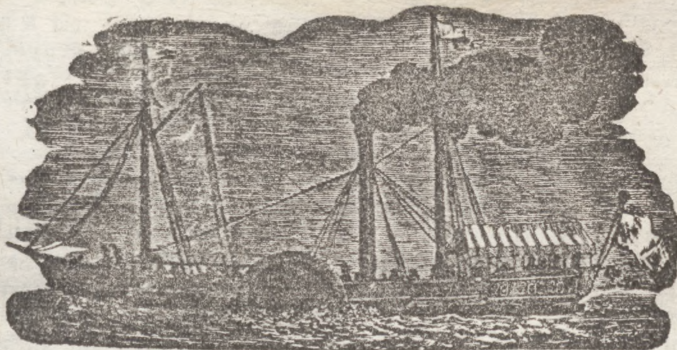
№ 84.

Sonnabend, am 16. Juli 1836.



Danziger Dampfboot

für

Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

Adje!

Ein deklamatorischer Scherz.

„Lebwohl!“ das klingt so rauh und hart,
Als käm's aus Bärenlungen;
„Adje!“ klingt aber weich und zart,
Als sprächen's Engelzungen.
Ja, Liebchen, trifft mich Scheidensweh,
Muß ich von dir mich trennen,
So werd' ich stets nur mit Adje
Dir meine Wehmuth nennen.

Doch muß es auch den vollen Ton
Von dem Gefühl empfangen,
Muß fern von Kleinmuth oder Hohn
Zu unserm Ohr gelangen;
Sonst wird sein Melodienklang
Den Zauberreiz verlieren.
Es möge davon dieser Schwank
Exempel statuiren.

Franz eilt zur Residenz; ein Jahr
Will er dort noch studiren,
Um dann schön Minchen vom Altar
Als Gattin heim zu führen
Indem er in den Wagen steigt,
Er mit verhaltnen Klagen
Sich einmal noch zu Minchen neigt,
Um — ihr „Adje!“ zu sagen.

„Du, träger Knabe, tummle dich!
Das Spielwerk jetzt entfernet.
Du weinest? Du hast sicherlich
Nicht die Lektion erlernet?“
Das Söhnchen geht; — das A B C,
Läßt Kummer ihn erleiden
Und ihn mit seufzendem „Adje!“
Von seiner Mutter scheiden.

Es klopft. — „Herein!“ — „„Um den Betrag
Der Rechnung möcht' ich““ — — „Heute
Ist g'rade nicht mein Zahlungstag!“
„„Ich werd' des Hungers Beute,
Wenn Sie noch länger““ — —. Herr p. p.
Läßt sich vergebens quälen,
Und endlich muß sich mit „Adje!“
Der Gläubiger empfehlen.

„Ihr Spott verletzte meine Ehr'!
Drum komm' ich, Sie zu fragen:
Sie widerrufen?“ — „„Nimmermehr!““
„So müssen wir uns schlagen.“
„„Bestimmen Sie!““ — „Auf Waldeshöh';
„Um sechs Uhr; auf den Degen.“
„„Sie finden mich, mein Herr!““ — „Adje!“
„„Adje! Herr Ungelegen.““

Dem neuen Eh'paar wird Besuch
Von einer alten Tante,
Die spricht wie aus gedrucktem Buch;
„D'rauf stellen noch Bekannte
Sich ungeladen ein zum Thee.
Geduld muß nun erlernen
Das junge Paar, — frohlockt: „Adje!“
Als jene sich entfernen.

Es kann der arme Max ein Lied
Des schweren Kummers singen,
Denn ihm, wohin er immer sieht,
Begegnet Mißgelingen.
Jetzt ist er in das ärgste Weh,
In Schuldarrest gekommen,
Hat seufzend Abschied mit „Adje!“
Von Weib und Kind genommen.

Der Spieler hatte mit „Va banque!“
Sein Glück herauf beschworen,
Allein Fortunas Fahne sank .
Und Alles ging verloren.
Man sieht ihn nun mit tiefem Weh
Sich von dem Spieltisch wenden;
Er eilt, indem er ruft „Adje!“
Sein Leben zu beenden.

„Adje!“ das winz'ge Wörtchen kann
Vom ganzen Menschenleben,
Nachdem man stimmt die Tonart an,
Ausführlich Kunde geben.
Doch ob ich's stimm' auf A und G,
Will's mir doch nicht gelingen,
Mit rechtem Tone ein: „Adje!
Mein Abonnent,“ zu singen.

W. Schumacher.

Der räthselhafte Fürstenfreund.

Als der berühmte englische Schriftsteller Addison aus Italien nach London zurückgekehrt war, gewöhnte er sich dort, täglich ein Kaffeehaus zu besuchen, wo er unter den eifrigsten Zeitungslesern fast immer einen sehr korpulenten, wohlgekleideten Mann vorfand, der bald seine Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nahm. Der dicke Herr bemächtigte sich nämlich der Reihe nach jedes vorliegenden Zeitungsblattes, nahm es mit Blicken der Besorgniß zur Hand, las eiligst Artikel für Artikel, worauf seine Gesichtszüge sich erheiterten und er, indem er ein gelesenes Blatt zur Seite legte, im Selbstgespräch mit halblauter Stimme zu sagen pflegte: „Gottlob! alle auswärtigen Fürsten befinden sich wohl!“ — Fragte man ihn nach den neuesten Nachrichten aus Wien, so antwortete er: „Dem Himmel sei Dank! alle deutsche Fürsten erfreuen sich des besten Wohlseins!“ Erkundigte man sich bei ihm nach Neuigkeiten aus Frankreich, so lautete sein Bescheid: „Die ganze königliche Familie befindet sich so wohl, als ich es nur irgend wünschen kann.“ — Diese sonderbare Redensweise reizte Addisons Neugierde. Er zog Erkundigung ein, und lernte nun seinen Mann kennen. Es war der Besitzer einer großen Fabrike für farbige Seidenbänder, der mit seinem Fabrikate damals ganz Europa versorgte und folglich durch die Trauerwochen, welche der Todesfall einer bedeutenden fürstlichen Person herbeiführte, stets Geschäftshemmnisse zu erleiden hatte. Daher sein herzlicher Wunsch, der sich für die Gesundheit aller fürstlichen Personen aussprach. Auch soll er bei Abschließung eines Kontraktes mit einem Fabrikarbeiter nie unterlassen haben, folgenden Paragraph beizufügen: „Alles hier Zugesagte wird pflichtmäßig und pünktlich vollzogen werden; vorausgesetzt N.B., daß in der angegebenen Zeitfrist kein auswärtiger Fürst mit Tode abgeht.“

Warnung für Warner.

„Die Welt liegt im Argen!“ diese alte Klage wird in der neuen Zeit mit zahllosen Variationen begleitet. Ihrem größten Theile nach mag sie wohl begründet sein, hier im Handel und dort im Wandel. Da gehört es dann auch eben nicht zu den ganz auffallenden Erscheinungen, jetzt in den Intelligenzblättern häufig Warnungsanzeigen, in Betreff der Kreditquelle, vorzufinden, ja selbst solche, durch welche der Vater den leiblichen Sohn und der Gatte die ihm kirchlich verbundene Ehegenossin, oder auch umgekehrt, bloßstellen und verfolgen. Zu diesem verzweifelten Schritt auf dem Wege der Publizität mögen allerdings viele der Warner durch den, jede Grenzmarke überschreitenden Leichtsinn eines ihrer Angehörigen und durch gerechte Besorgniß vor Vermögenseinbuße gedrängt werden. Allein bei Anderen, die das Publikum auffordern, ihnen nichts auf ihre Namen zu borgen, ist die Schreibübereilung oder die Bodenlosigkeit der gestellten Warnung nur zu erkennbar. — Erfordert schon die Anfertigung jeder und selbst der geringfügigsten öffentlichen Anzeige eine vorhergehende ruhige Ueberlegung, so ist diese besonders zur An- und Abfertigung einer der hier in Rede stehenden: auf Persönlichkeit Bezug habenden, Annoncen unbedingt nothwendig. Selbst dem federgewandten Schriftsteller wird es begegnen, daß er mitunter erschrickt, wenn er eine Aufsatzstelle gedruckt zu lesen bekommt, die er kurz vorher, ohne einen verfänglichen Gedanken zu ahnen, geschrieben hat. Die Drucklettern gestalten die Menschengedanken ganz anders. Da blicken sie uns aus schwarzen Augen starr und unauslöschbar entgegen! Ich denke so entsetzlich liberal und poetisch demagogisch, daß ich schon manchmal über mich selbst erschrack und mich der Polizei denunziren wollte; allein Trotz dem würde ich, wäre ich mein Censor, für mich der schrecklichste Mensch und für meine Gedanken ein wahrer Neuntödter sein. Und hier ist doch nur von belletristischer Verlautbarung die Rede. Schreibt man da auch einmal etwas Dummes und Geschmackloses, so kann man sich nachher wenigstens damit trösten, auch einmal für eine gewisse Gattung Leser Genießbares geschrieben zu haben. Doch das ist ganz anders mit der Intelligenzblatt-Literatur. Die geehrten Leser der Intelligenzblätter sind gar grundgescheidte Leute und große Kritiker! — Von ihnen wird jedes Wort auf die hohe Wagschaale gelegt und von Erodneid und Nachbarschadenfreude mit der langen Elle gemessen. Wie man, wenn man sich zu einer honetten Gesellschaft zu Tische setzen will, zuvor seine Leibwäsche in Ordnung bringt und die Hände säubert; so muß man, ehe man an den Annoncen-Schreibtisch geht, zuvor seine Gedanken zur Ordnung rufen und sein Gemüth von jeder Aufwallung säubern. Besonders kann man mit einer Kredit-Warnungsanzeige leicht auf das Glatteis der allgemeinen Bekrittelung gerathen. Denn in solcher Anzeige stellt man zwei Personen zugleich der Oeffentlichkeit Preis: zuerst die, auf welche man den Verdacht der leichtsinnigen Schuldenmacherei wälzet, und dann sich selbst. Von manchem solcher Warner spricht die Menge: „Ach! der hätte sich die Insertionsgebühren für die Warnung gut ersparen können, denn — es wird ihm ohnehin Keiner einen Heller borgen!“ Andere spötteln auch: „Hätte er seinen Sohn rc. besser erzogen, so dürfte er jetzt sich und ihn nicht auf die Bühne des Skandals stellen!“ — Noch ärger verstoßen die meisten Kreditverweigerungs-Bittsteller durch die unrichtige Schreibart, welche ihre Anzeigen zur Schau tragen. Sie warnen wohl selbst: „Keinen auf ihren Namen nichts zu borgen, indem sie nichts bezahlen.“ — Kurzum, zu den öffentlichen Anzeigen, welche noch am meisten gegen Vernunftbegriffe anstoßen, ihren Zweck total verfehlen und sich dem Blame Preis geben, gehören über Zweidrittel der vorerwähnten Warnungsanzeigen. Daher hier wohlmeinend die „Warnung für Warner.“

W. Sr.

Tauwerk.

Bei der obern Junta einer Gartengesellschaft zu Estremadura, welche öfters Konzerte bei günstigem Wetter ankündigt und wegen ungünstigen Werters nicht geben kann, ist kürzlich ein Gesuch von Getreide-Spekulanten um recht viele und eins von Landbauern um wenige Konzerte eingegangen. Wir sind neugierig, zu erfahren, auf welche Weise die Junta hier die richtige Mitte treffen wird.

Die Deutschen bilden sich etwas darauf ein, viel zu übersetzen, und doch übersetzen sie oft gewaltig schlecht. In den Memoiren der Herzogin von Abrantes macht der Uebersetzer aus Fauchon la vielleuse (das Leiermädchen) indem er vielleuse mit vieille verwechselt: die alte Fanchon. Ferner erzählt er von einem, in einem Treffen gebliebenen Heerführer: „Sein Corps wurde in eine verlassene Kirche geworfen und daselbst aller Kleider beraubt,“ und macht also aus dem Körper des Gebliebenen ein Armeekorps. Noch größere Schnitzer enthalten die Memoiren von Bourienne, übersetzt von Malchus. Er erzählt, daß ein französischer General zu den Soldaten sagte: „Nun Kameraden, da sind ja recht viele Gefangene. Es ist wahr, antwortete ein Soldat, wir haben nie so viel hübsche Weiber gesehen.“ Man versichert, (fährt unser Uebersetzer fort), und ich glaube es, der Kaiser habe darüber viel Unwillen bezeigt und gesagt, als er dieses Wachstubenwort erfuhr: Es ist eine Schande, solche Braven so zu beschimpfen, welche das Waffenglück nicht begünstigt hat.“ — „Hübsche Weiber“ ein Wachstubenwort! Unbegreiflich! Aber der Uebersetzer erläutert in einer Anmerkung — seine Unwissenheit: „Tant de j..... f......, „(soll heißen Jeans foutres)“ wie es im Original heißt, ist ohne Zweifel zu ergänzen durch taut de jolies femmes!“

Dr. Grönke.

Von Danzig nach Berlin und zurück.

Viertes Kapitel: Das Berliner Theater.

Wem das Theaterkritikschreiben noch so verleidet ist, dem wird sich doch beim Anschauen fremder Bühnen und ihrer Darstellungskräfte ein Vergleichen und Begutachten aufdrängen. Man sieht andere Gestalten, hört andere Stimmen, bemerkt andere Manieren, und lernt auf solche Weise das Schlechte erkennen nnd das Gute schätzen. — Nachstehendes Referat ist nun die an 8 Theaterabenden gesammelte Erfahrung: 4 Abende im Königsstädter Theater, 2 im Königl. Opernhause und 2 im Königl. Schauspielhause.

Wer mag es dem Bewohner einer Provinzialstadt verargen, wenn ihn gespannte Erwartungen in das Theater der Residenz begleiten? Da hofft er dann, Alles in vollendeter, gerundeter Form und im harmonischen Wohlklange vorzufinden. Da sind alle Mittel vorhanden, um die Meisterwerke der deutschen Dichtung in meisterhafter Darstellung vorzuführen. In Hinsicht der einzelnen Talente entspricht das Berliner Theater diesen Erwartungen; im Ganzen — — „er ist dahin der süße Glaube an Wesen, die mein Traum gebar.“

Das Königsstädter Theater ist am meisten das, was es sein soll. Die erste Vorstellung, welcher ich in demselben beiwohnte, benutze ich hier zur Einleitung. Es wurde an diesem Abend zum Letztenmale die Oper „die Puritaner“ (in 3 Akten, nach dem Italienischen von Friederike Elmenreich, mit Musik von Bellini) aufgeführt. Dem. Gerhardt, eine, als Sängerin, in zu früher Jahreszeit aufgeblühte Rose, nahm, in der Rolle der Elvire, an diesem Abend von der Bühne Abschied, um am darauf folgenden dritten Tage dem Sohne eines Millionairs Herz und Hand am Altare zu widmen. Die etwa 19jährige Sängerin ließ ein tief empfindendes und ergreifendes Spiel bewundern; ihre Stimme, die bei einer irgend erheblichen Kraftanstrengung des Zuhörers Theilnahme erweckte, ließ eine frühere Klangfülle vermuthen. Amor und Hymen haben hier die Untreue der Musen vergütigt.

„Die Puritaner“ werden schwerlich auf den Bühnen von Königsberg und Danzig zur Aufführung kommen, wenigstens nicht — ohne den Theaterdirektionen zur Zeit- und Geldeinbuße zu gereichen. Und doch ist diese neue Oper ein schönes Kunstwerk. Aber ihre Handlung ist zu einfach, einfach bis zur Dürftigkeit. Als ein Seitenstück zu Tancred, wird hier ein junger Lord, Talbot, weil er ein Anhänger der Stuarts ist und selbst die Königin zu retten wagt, von der Cromwellschen Partei, den Puritanern, mit tödtlichem Hasse verfolgt. Er aber kehrt, von Liebessehnsucht getrieben, die er für Elviren, die Tochter des hochgestellten Puritaners Valton empfindet, heimlich zurück, wird entdeckt und soll schon zum Richtplatze geschleppt werden, als der Genius der Komedien noch Alles gut macht, gnädigen Pardon erscheinen läßt und das zärtlich liebende Pärchen vereinigt. Neben dieser flachen Handlung entbehrt die Oper auch den Reiz der für jedes Ohr leicht faßlichen Melodieen, die sonst Bellini's Schöpfungen schmücken. Es ist vielmehr diese ganze Oper eine Melodie. Darf man die anmuthvolle Melodie einer Arie oder eines andern Gesangstückes mit einer Blume vergleichen, so ist die Musik in den Puritanern mit einem großen Blumenfelde zu vergleichen, über das eben der Wind sanft hinstreichet und alle die verschiedenfarbigen Blumen in wellenförmige Bewegung setzet. Diese Oper ist nur für

Schaluppe № 36. zum Danziger Dampfboot № 84.

Am 16. Juli 1836.

ein fein- und durch und durch musikalisches Publikum eine Kronenperle, und hat auch in Berlin wenig Glück gemacht. Sie aber in Berlin auf der Königstädter Bühne gehört zu haben, oder vielmehr: in dieser Oper Hrn. Holzmiller (Oberst Forth, Talbot's Nebenbuhler) noch gehört zu haben, bleibt als genossenes Kunstvergnügen unvergeßbar. Hr. Holzmiller: ein junger, blühender Mann, von Heldengestalt, mit einem Tenor, der durchgängig Bruststimme ist, alle Tonarten durch Klangfrische, Fülle, Kraft und Reinheit besitzt. Bekanntlich war dieser Sänger, der, indem ich dieses schreibe, Berlin schon verlassen hat, nahe daran seine Stimme zu verlieren; eine glückliche Kur hat ihn nicht allein restaurirt, sondern sein Kehlenkapital noch verdoppelt. Jetzt ist er, mit einer Jahrgage von 2500 Thalern und dreimonatlichem Reiseurlaub jährlich, auf 10 Jahre für das Hoftheater in Hannover engagirt. Die Königsstädter Bühne hat durch seinen Abgang einen schwer zu ersetzenden Verlust erlitten. Die Lücke möglichst zu füllen, wird jetzt die Probe mit mehren Tenor-Kandidaten der Reihe nach vorgenommen werden. Auch Hr. Voß, bisheriges Mitglied der Danziger Bühne, steht hierzu auf der Kandidatenliste. — Die Erinnerung an Holzmiller wird in Berlin den armen Kandidaten schweren Stand machen.

(Schluß folgt.)

Kajütenfracht.

Eine, für die Freunde des Schauerlichen recht amüsante Giftmischergeschichte hatte sich hier vor einigen Tagen in das Stadtgespräch gedrängt. Sie ging wohlgeformt von Munde zu Munde, so daß sie leicht Glauben finden konnte. Und doch ist die ganze Geschichte nichts mehr und weniger als eine, wahrscheinlich boshafte Erdichtung. Dagegen unterliegt folgende Geistergeschichte durchaus keinem Zweifel. Seit längerer Zeit nämlich bemerkt man in Danzig manches, Folgen bringende oder auch spurlos vorübergehende Unheil. Dem Verüber desselben ist man endlich auf die Spur gekommen — es ist ein Geist! und zwar der Geist der Klatsch- und Gelbsucht. Sind Sie, mein Leser, etwa persona publica, so wagen Sie es nicht, von Danzig aus eine Reise zu unternehmen, die Stadtklätscher ertheilen Ihnen sonst ohne Gnade einen Festungsarrest, und Herr X. mit dem Kinnbacken und den hochgespitzten Ohren, giebt sein Ehrenwort: mit eigenen Augen Sie dort gesehen zu haben, wohin Sie Dieser und Jener gern haben möchte. Sind Sie, meine Leserin, aber gar eine junge, schöne Dame, so dürfen Sie eine mehrwöchentliche Reise noch weniger wagen, denn Frau Leumund würde gleich eine fatale Ursache als Beweggrund ihres Reiseunternehmens ersinnen. — — Neben diesen krähwinkler Leibschmerzen plagt uns noch ein alter Wurm: der der Selbstgeringschätzung. Es giebt unter uns Menschen, die eigentlich sich selbst nicht leiden können, die es wissen wollen, in der alten Seestadt Danzig geboren zu sein, und dennoch Danzig als ein Dorf betrachten, aus welchem durchaus nichts Gescheidtes hervorgehen könne. Doch überlassen wir diese Selbstohrfeiger ihren Grillen und bemühen uns vielmehr, das Neuhervortretende, das sich wahrhaft durch Schönheit oder Nützlichkeit empfiehlt, auch im Ringkreise dieser alten Stadtwälle aufzusuchen.

Es sind in letzter Zeit als Danziger Fabrikate verschiedene neue Surrogate zur Kenntnißnahme des Publikums gekommen. Sie alle zu schmecken und zu probiren, dazu sind Zeit, Kenntnisse und Bedürfnisse bei mir nicht hinreichend vorhanden. Zwei dieser, zur Linderung auf dem Probewege benutzte, Gegenstände, können hier aber, der reiflichen Selbsterfahrung nach, herzlich empfohlen werden. No. 1 ist ein aromatischer „Fein-Bitter“ welchen der, mit pharmaceutischen Vorschriften kundige Destillateur Hr. Jacobsen, im Holländer auf dem Holzmarkte, als Liqueur seit einiger Zeit fabriziret. Dieser „Fein-Bitter“ hat, seines Wohlgeschmacks wegen, schon zahlreiche Freunde gefunden; allein wenige von ihnen haben wohl die heilsame Wirkung dieses Kräuter-Extractes kennen gelernt. Wer einer sitzenden Beschäftigungsweise unterworfen ist und dabei Gelegenheit findet, den Magen als einen leiblichen Feind kennen zu lernen, der versuche es mit dem Jacobschen, und er wird diesen Rekommandationsschein mit probatum est unterzeichnen.

(Schluß folgt.)

Theater.

Die Danziger Theaterfreunde stellen seit einiger Zeit die Doppelfrage: „werden wir künftigen Winter ein Theater haben? und welches?“ Daher im Dampfb. No. 81 die Andeutung von dem guten Willen der Döhringschen Theater-Gesellschaft: beim diesjährigen Abzug der Störche nach Danzig zurückzukehren. Seitdem hat sich aber das Verhältniß der Gesellschaft mißlich gestaltet — sie hat jetzt die Krisis erreicht, und ihre Kräfte sind zu erschöpft, um noch der Genesungshoffnung Raum geben zu können. —

Welthistorische Kleinigkeiten.

Aus Paris wird jetzt über einen großen Mangel an guten Dienern geklagt. Dagegen soll dort ein großer Ueberfluß an schlechten Herren vorhanden sein.

Im Boulogner Walde haben sich kürzlich zwei Herren auf Pistolen duellirt. Beide waren Pariser Schuhputzer. — Sie hätten sich lieber auswichsen sollen.

Herausgeber und Redakteur Wilhelm Schumacher. Gedruckt bei Louis Bohon.